

Der Strich durch die Rechnung

Autor(en): **Nägeli, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **11 (1935)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699213>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Strich durch die Rechnung

VON ERNST NÄGELI

Der Bauer Theophil Huber in Bodenhausen reibt seinen breiten Buckel am Kachelofen und zählt mit groben Fingern an den Knöpfen seiner einstmals grünen Weste sein Schicksal ab: „Ich werd's, ich werd's nicht, ich werd's, ich werd's nicht. Ich werd's nicht nach dieser Auskunft!“ wendet er sich zu seiner Frau. Diese zeigt sich jedoch als das zuversichtlichere Orakel: „Ach was, dummes Zeug, was soll denn deine Weste wissen! Natürlich wirst du's. Mit einer solchen Wahlempfehlung in der Zeitung!“ Wirklich, das Inserat, das seine politischen Freunde als „gerechtdenkende Wähler“ dem lokalen Inseratenblatt anvertraut hatten, stellt seine Person ins beste Licht. Zu neuer Stärkung setzt sich Huber wieder an den Tisch, vor das Blatt, das in eindrucksvollen Buchstaben seinen ehrenwerten Namen bringt, nicht mehr bescheiden und zurücktretend wie neulich neben dem Saugkalb, das er zum Verkauf ausgeschrieben hat. Er kann den Blick nicht von den paar schicksalsmächtigen Worten wegreißen: „Anstelle des demissionierenden Ortsvorstehers schlagen wir den tit. Wählern von Bodenhausen anlässlich der ordentlichen Gemeindewahlen Herrn Theophil Huber vor. Der senkrechte, unparteiische, geachtete Mann besitzt das nötige Rüstzeug zu dem wichtigen Amte und braucht keine spezielle Empfehlung.“

Der Haken an der Sache ist ja nur, daß just unter diesem Wahlvorschlag ein Inserat von gleicher Größe steht, das denselben tit. Wählern von Bodenhausen Hubers langjährigen Zuchtstierkonkurrenten Jakob Ackermann vorschlägt mit der Begründung, die gegenwärtige Zeit brauche junge, tatkräftige Männer. Damit will man natürlich auf die beinahe 60 Jahre Hubers anspielen. Im ersten Moment hat er sich gegenüber dem erst 40jährigen Rivalen selbst etwas benachteiligt gefühlt. Der Ausgang der vorletzten Bundesratswahlen hat jedoch bewiesen, daß man in seinem Alter noch zu viel Höherem fähig befunden werden kann. Auf jeden Fall fühlt sich Huber noch nicht zu alt, seinem Heimatdorfe in gebührender Weise vorzustehen. Seit er von seinen Freunden, bezw. den Feinden Ackermanns als Vorsteherkandidat aufgestellt worden ist, hat er nicht mehr viel geschlafen. Eine Woche Bedenkzeit ist eben wenig für eine solche Entscheidung. Allein vorher hat noch niemand etwas davon gewußt, daß der schon sehr lange amtierende Gemeindepräsident zurücktreten wolle. Gerne hätte Huber bei diesem Rat geholt, aber seit einigen Tagen ist er auf einer Geschäftsreise nach Italien.

Es ist eben keine leichte Sache, einem Dorfe wie Bodenhausen vorzustehen. Neid und Streit zerreißen die paar Haushaltungen nach allen Seiten. Zum Ueberfluß droht am Himmel das gefürchtete Gewitter der Güterzusammenlegung. Mit poli-

tischen Parteien hat sich ein Gemeindehaupt allerdings kaum auseinanderzusetzen. Seitdem der demokratische Gemeindeverein eingegangen ist, fühlen sich wieder alle Bürger als Demokraten. Von oben bis unten im Dorfe ist man einig darüber, daß der Bund zu wenig tut für die notleidenden Berufsklassen, und daß die Herren Bundesräte im Verhältnis zu ihrer Regierungskunst viel zu hohe Löhne beziehen. Theophil Huber wundert sich nur, daß trotz dieser auffälligen politischen Reife und Aufgeklärtheit es geistig doch noch recht zurückstehende Leute gibt in Bodenhausen. Nicht einmal der Aberglaube und Hexenwahn ist ganz ausgestorben. So hat zum Beispiel die zungenfertige und sich am gescheitesten wähnende Bäuerin einen alten Besen als Wache neben ihre Stalltüre postiert, um ihren ahnungslosen Nachbar, den sie der Teufelskünste verdächtigt, von ihren „Loben“ abzuhalten. Dabei fällt sie nicht einmal bei jedermann im Dorfe restlos der Lächerlichkeit anheim!

Aber solche okkulten Dinge gehören schließlich nicht direkt zum Amtsbereich eines Ortsvorstehers und die verschiedenen Sippenstreitigkeiten gehen ihn auch nichts an. Zu seinem Vorteil hat sich Huber nie zu stark in die privaten Händel gemischt und hat nun außer seinem Gegenkandidaten keine offenen Feinde. Damit steht aber doch noch nicht fest, daß die Wage des Schicksals sich auf seine Seite neigen wird. Ackermann versteht es eben auch, mit den Leuten umzugehen, und Huber hat schon lange gemerkt, daß er sich auf weite Sicht hin bei den Bodenhausern in Wohlansetzen möchte. Allerdings, wenn er am Sonntagabend von der Wirtshausluft aus seiner schlaun Berechnung herausgelockt wird, so gebärdet er sich zuweilen etwas grob und anmaßend. Schon Verschiedene haben deshalb erklärt, diesem die Stimme geben, heiße, sich selbst einen Landvogt setzen. Nachdem man aber dem „Ordnungsgesetz“ so deutlich abgewunken habe, wolle man keinen Hitler im Dorfe.

Theophil Huber sitzt nun schon eine halbe Stunde lang vor seiner Zeitung, abwechselnd die Todesanzeigen und die zwei Wahlvorschläge lesend, bis ihn schließlich seine Frau um das Blatt bittet. So stark sie der Ausgang der morgigen Wahlen interessiert, — wenn's glückt, ist sie auch nicht mehr nur die simple Frau Huber — so kann sie doch die Romanfortsetzung darüber nicht versäumen. Gerade letztes Mal hat die herzwarne Geschichte auf einem Gipfelpunkt abgebrochen, weil der schalkhafte Setzer dem schmelzendsten Liebesausbruch des Barons sein dummes „Fortsetzung folgt“ vorgeschoben hat. Huber hingegen zieht nun einen zerknitterten Papierwisch aus der Hosentasche, um ihn auf dem Tische zu entfalten. Es ist eine sehr prosaische Wahlrechnung, die er seit

einigen Tagen mit viel Scharfsinn und Psychologie zu lösen versucht. Eine Aufgabe mit soviel Unbekanntem bekommt ein Bauernkopf nicht jeden Tag zu knacken. Ob das wichtige Resultat richtig ist, weiß er nicht. Einige Fehler mögen schon unterlaufen sein. Huber hat nämlich auf dem sehr mitgenommen aussehenden Blatt Papier die sämtlichen stimmfähigen Bürger von Bodenhausen untereinander gestellt und mit seiner Frau und mit politischen Vertrauten darüber beraten, wie sich die Einzelnen bei der bevorstehenden Vorsteherwahl wohl verhalten werden. Bei Verschiedenen ist man rasch einig geworden. So z. B. beim Hufschmied, der ihm seine Pferde in Stand stellte. Sein Gegner fährt mit dem Traktor. Dann ist er, in diesem Falle glücklicherweise, einigen seiner Wähler Bürge auf ihre gefährdetsten Hypotheken. Andere sind ihm Geld schuldig. Auch verschiedene sonstige Gefälligkeiten und Wohltaten könnten ihm jetzt willkommene Zinsen tragen. So hat Theophil Huber, nach sorgsamer Abwägung, 17 Mann, d. h. das absolute Mehr der 33 stimmberechtigten Männer Bodenhausens auf seine Seite errechnet. Von den übrigen mag ihm auch noch der eine oder andere die Stimme zuhalten. Wer kann das wissen! Leicht verrechnet man sich gerade in diesem Punkte. Wie oft wird derjenige, der einem zum größten Dank verpflichtet wäre, zum größten Schelm an seinem Wohltäter. Darum prüft Huber immer wieder das so wichtige „für“ oder „wider“ hinter den Namen der 33 Mächtigen, die morgen sein Glück gestalten können. Sein voraussichtliches Mehr ist wirklich bedenklich knapp, aber es darf einfach nicht sein, daß Ackermann, der ihm vor zwölf Jahren das Amt des Schulpflegers weggeschnappt hat und ihm sonst auch bei jeder Gelegenheit schadet, diesmal obenausschwingt. Das würde sein letztes schwarzes Haar entfärben.

Huber vergegenwärtigt sich schon zum hundertsten Male den Ernst der Situation, und seine Stirne schiebt sich zum sorgendüsteren Runzelgebirge zu-

sammen. Da ermuntert ihn aber seine Frau: „Sei doch nicht verzagt, mein Theophil, dem Mutigen hilft Gott!“ So ungefähr hat nämlich gerade die arme Geliebte zu ihrem Baron gesprochen in der Romanfortsetzung, die eine hoffnungsvolle Wendung nimmt und deshalb auch die Leserin optimistischer stimmt. „Wer wird denn schon dem Ackermann die Stimme geben, dem ungebildeten, protzigen Tropf, dem seinerzeit seine Mutter die Schulaufsätze und die Schatzbriefe hat schreiben müssen! Wie ich heute abend durchs Dorf gegangen bin, haben mich die Leute schon freundlicher gegrüßt, morgen werden sie ja doch anfangen müssen. Die Ackermännin, die hochnasige Gans, meint zwar, es könne ihr nicht fehlen. Dabei wird erzählt, daß ihr zehnjähriger Bub sie habe belehren müssen, daß man Vorsteher mit einem V und nicht mit einem F schreibt.“

Da muß schließlich auch Huber seine letzten Bedenken fallen lassen: „Nanu, es dürfte wohl doch gelingen, wenn nicht alles gegen mich verschworen ist. Aber dann, Alte, gibt's ein Fest!“ Wie zur Bestätigung der Siegeszuversicht tritt in dem Moment Hans Müller ein, der am meisten für Huber geworben hat und im Dorf in gutem Ansehen steht. „Was meinst du, Hans“, begrüßt ihn Huber, „ich glaube, meine Rechnung stimmt!“ Der Eintretende ergreift den ausgeklügelten Zettel mit den 33 Namen der stimmfähigen Bodenhauser und lächelt. Er überlegt sich noch einmal die schon reiflich überlegten Worte: „Hör auf zu rechnen, Theophil, der Ackermann verzichtet!“ „Gott sei Dank, enteilte es zwei Lippenpaaren.“ „In unserer Rechnung ist aber trotzdem ein kleiner Fehler“, fährt Müller kühl fort. „Ein Fehler, wieso?“ „Wir haben sie leider ohne den Wirt gemacht“, und wie ein Dolchstoß fährt es in zwei Herzen. „Der Alarm war falsch. Ich komme soeben vom Vorsteher, er ist frisch aus Venedig zurück und wütet, denn seine angebliche Demission sei glatt erschwindelt.“ —